

MIF erscheint 2 x jährlich

Redaktion: Dr. Herbert Ganslmayr
Bahnhofsplatz 13
2800 B R E M E N
Übersee-Museum
Tel.: (0421) 361 6450

Dr. Helga Rammow
Düvekenstraße 21
2400 L Ü B E C K
Museen für Kunst und Kulturgeschichte
Tel.: (0451) 122 41 40

Erscheinungsort: B r e m e n

Fotodruck: Druckerei des Übersee-Museums Bremen
Bahnhofsplatz 13
2800 B R E M E N
Tel.: (0421) 361 6450

Printed in Germany

MUSEUM INFORMATION FORSCHUNG

MIF RUNDBRIEF Nr. 9 JUNI 1978
DER ARBEITSGRUPPE MUSEUM
IN DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT
FÜR VÖLKERKUNDE

gegenwärtigen Gesellschaft entwickelt, allerdings nicht in der Form, wie sie sich Forster vielleicht vorgestellt hat.

Das ausgewogene Verhältnis von Ethnographika, Bildmaterial, Graphiken und erläuternden Texten ist beispielhaft. Hier wird deutlich, daß der ethnographische Gegenstand wie das schriftliche historische Dokument, ein Stich oder ein Gemälde, eine Photographie, eine Landkarte u.ä.m. seinen Zweck als exemplarische Quelle im Rahmen eines themenbezogenen, erläuternden, die notwendigen Informationen bietenden Textes zur Vermittlung von Problemen, die sich aus den vielfältigen Beziehungen zwischen unserer und den Gesellschaften der außereuropäischen Länder ergeben haben, erfüllen kann und muß. Die relative Kopflastigkeit des Textteils und das deutliche Zurücktreten des ethnographischen Materials in der Frankfurter Perú-Ausstellung gegenüber den herkömmlichen völkerkundlichen Ausstellungen, das u.a. recht scharf kritisiert wurde, kann in der Forster-Ausstellung kein Angriffspunkt der Kritik mehr sein, es sei denn, sie gilt der Gesamtkonzeption. Die Ausstellungstexte informieren im Zusammenhang mit vielfältigem Bildmaterial anschaulich und in nicht zu langer Form; der 'Rote Faden' mit seiner beträchtlich erweiterten schriftlichen Information bietet die geeignete Grundlage für eine weitere Vertiefung des interessanten Themas.

Wie die inhaltliche und ausstellungstechnische Gestaltung, so sollte auch die Art und Weise ihres Zustandekommens, nämlich die durch eine ganze Reihe von wichtigen Vorteilen sich auszeichnende Verbundarbeit, richtungsweisend für künftige völkerkundliche Ausstellungen sein.

Konzeption einer Wanderausstellung zum Thema "Wohnerfahrung" Eine Skizze*

Joachim Knuf
H. Walter Schmitz

Vorbemerkungen

Im März 1975 setzte sich die Werbeabteilung einer Baufinanzierungsgesellschaft mit dem Seminar für Völkerkunde der Universität Bonn in Verbindung, um ein Grundsatzgespräch über die Realisierungsmöglichkeiten einer Wanderausstellung mit dem Titel "Ursprünge heutiger und künftiger Wohnstrukturen" zu führen. Dieses Angebot schien uns eine einmalige Gelegenheit, den traditionellen Rahmen völkerkundlicher Museen und Lehrsammlungen zu überschreiten und über völkerkundliche Ausstellungen in neuer Form Zugang zu einer breiten Öffentlichkeit zu gewinnen, von der nur ein sehr geringer Teil zu den üblichen Museumsbesuchern zählt. Es war für uns ein gleichwertiges Motiv zu zeigen, daß eine an Instituten und Museen vertretene Völkerkunde heute durchaus in der Lage ist — ja sogar in die Verantwortung genommen ist —, auf eine ihr eigene charakteristische Weise zur Behandlung und Lösung von relevanten Problemen, besonders unserer eigenen Gesellschaft, beizutragen.

Es ging dabei für uns also im wesentlichen um folgende Fragen:

- Können wir in der BRD für die Lösung unserer Bau- und Wohnprobleme etwas lernen aus der Art, wie Gesellschaften, mit denen sich die Völkerkunde bisher beschäftigt hat, ihre Bau- und Wohnprobleme gelöst haben?
- Auf welcher Basis ist ein Vergleich von Wohnformen möglich und — im Sinne der ersten Frage — sinnvoll?
- Wie müßte ethnographisches Material (im weitesten Sinne) in einer Ausstellung dargeboten werden, damit auch der Ausstellungsbesucher Vergleiche nachvollziehen kann und dadurch angeregt wird, die Adäquatheit heutiger Wohnformen in der BRD nicht nur zu hinterfragen, sondern darüberhinaus auch alternative Vorstellungen dazu zu entwickeln?

* Vortrag gehalten auf der Tagung der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde, Sitzung der Museumsgruppe, am 7. 10. 1977. Es handelt sich um die stark gekürzte Fassung eines umfangreichen Ausstellungsentwurfes.

Neben rein technischen Schwierigkeiten bestanden die Probleme der Zusammenarbeit mit dem Auftraggeber vor allem darin, daß von seiner Seite sehr spezifische Vorstellungen bezüglich Form und Inhalt der Ausstellung vorgetragen wurden, die z.T. im Gegensatz zu anerkannten Grundsätzen und Erkenntnissen der Völkerkunde stehen. Das Kernproblem in diesem Zusammenhang war das des Ethnozentrismus. Schon aus dem uns 1975 vorgegebenen Titel der Ausstellung "Ursprünge heutiger und künftiger Wohnstrukturen" geht hervor, daß den Vorstellungen des Auftraggebers ein weit verbreiteter mißverständlicher "Evolutionismus" zugrunde lag, der von blankem Ethnozentrismus geprägt ist. D.h. konkret, daß man einerseits Wohn- und Bauformen in fremden Gesellschaften als primitive direkte evolutionäre Vorstufen zu den modernen architektonischen Entwicklungen in den Industriegesellschaften ansah und andererseits bei der Projektion dieser unilinearen Entwicklung in die Zukunft auf die der beabsichtigten Weise nicht vergleichbare Strukturen aus "früheren Entwicklungsphasen" zurückgreifen wollte. In der weiteren Zusammenarbeit, die zunächst aus Haushaltsgründen im Sommer 1975 unterbrochen, Ende 1976 aber wieder aufgenommen wurde, gelang es uns — wie aus dem weiteren Text zu entnehmen ist —, diese Vorstellungen weitgehend abzubauen, was sich schließlich auch in dem von uns vorgeschlagenen neuen Ausstellungstitel "Wohnerfahrung" niederschlug. Unter "Wohnerfahrung" verstehen wir die Erfahrungen der wechselseitigen Beziehungen des Menschen und seiner Wohnstätte — darüberhinaus zu seiner gesamten gebauten Umwelt — in sozialer und psychischer Hinsicht.

Grundprobleme

Grundproblem: Bedürfnisse

Niemand wird leugnen — schon angesichts der umfangreichen diesbezüglichen Literatur —, daß es zum Überleben des Menschen, und zwar sowohl des Individuums als auch der gesamten Art, notwendig ist, daß eine Reihe von Bedürfnissen befriedigt werden kann. Es ist dabei notwendig, die sehr lange Liste solcher Bedürfnisse etwas zu gliedern und zu systematisieren. Man ist daher dazu übergegangen, bei den Bedürfnissen fundamentale und sekundäre, d.h. ursprüngliche und abgeleitete, zu unterscheiden. So ist sicher ein fundamentales Bedürfnis das der geschlechtlichen Reproduktion des Menschen, um die Erhaltung der Art zu sichern; der Mensch muß sich ernähren, er muß sich vor schädlichen Einflüssen aus seiner Umwelt schützen, und er muß in irgendeiner Weise das soziale Leben

in der Gemeinschaft organisieren. Es ist im einzelnen nicht mehr möglich, innerhalb dieser vier genannten Grundbedürfnisse noch zu gewichten, da sie alle zusammen befriedigt werden müssen, um das menschliche Leben zu ermöglichen. Sekundäre Bedürfnisse sind schon dem Namen nach solche Bedürfnisse, die aus den Grundbedürfnissen abgeleitet und entstanden sind, diese Bedürfnisse erweitern, ausgestalten und vor allem vervielfältigen. Auf diese Weise entstehen um die Grundbedürfnisse herum einmal ganze Bündel von auf die Art der Befriedigung dieser Grundbedürfnisse ausgerichteten nachgeordneten Bedürfnissen sowie solche sekundären Bedürfnisse, die erst in der durch die Befriedigung der primären Bedürfnisse geschaffenen Situation entstehen können. Daher ist die **spezifische Form** der Befriedigung grundlegender Bedürfnisse von den durch die physische und soziale Umwelt ausgestalteten sekundären Bedürfnissen abhängig und geleitet.

II

Es konnte schon festgestellt werden, daß eines der fundamentalen Bedürfnisse des Menschen das nach Schutz vor schädlichen Einflüssen aus seiner Umwelt ist. Man darf dabei nicht allein an einfache physische Einflüsse denken, wie etwa Klima und Wetter, Flora, Fauna, geographische Merkmale, Vorhandensein oder Fehlen von Wasser, urbarem Boden etc. Darüberhinaus muß man sich bei der Behandlung von Wohnfragen vielmehr auch mit dem Schutz vor schädlichen und natürlich auch vermeintlichen, als schädlich empfundenen Einflüssen aus der psychischen und sozialen Umwelt des Menschen auseinandersetzen.

Grundproblem: Werte und Normen

I

Um es nochmals zusammenzufassen: Jede Form des Wohnens entspricht einmal der Notwendigkeit, das Bedürfnis nach Schutz zu befriedigen; zum anderen handelt es sich grundsätzlich nicht nur um Wohnen, sondern immer um bestimmte **Formen** des Wohnens, und diese Formen entsprechen den kulturspezifischen Werten und Vorstellungen der sie bestimmenden Gesellschaft oder sozialen Gruppe in den Grenzen, die die physische Umwelt definiert. Daß Iglus und Windschirme als Gebäude eine stark standardisierte Form haben und keineswegs die Vielfalt unseres Wohnungsbaus aufweisen, liegt lediglich an dem elementaren Einfluß der Umwelt, die der kulturellen Variation gewisse Grenzen setzt. Die eigentlichen **Wohnformen** werden außer von solchen materiellen Gegebenheiten u.a. also beeinflusst von Werten unterschiedlichster Art: wirtschaftliche Sicherheit, Besitz, Macht, Prestige, Schönheitsideale etc. Genau diese Verschmelzung der beiden

Einflußsphären meint A. Mitscherlich, wenn er

"die biologischen Schutz- wie die kulturellen Ausdrucksfunktionen in der Wohnung untrennbar verkoppelt sieht."*

Es muß also jetzt für das Folgende geklärt sein, daß wir es bei der Behandlung von Fragen des Wohnens und besonders des Themas der individuellen und kollektiven Wohnerfahrungen in erster Linie mit Fragen sozialer Werte und Wertsysteme zu tun haben. Wie auch bei der Befriedigung der anderen Bedürfnisse tritt hinter den Gesichtspunkt, wie Wohnformen von der Gesellschaft bewertet, angesehen und beeinflußt werden, die Auseinandersetzung mit der Notwendigkeit der Befriedigung der primären Bedürfnisse durch die Wohnformen eindeutig zurück. Es ist sogar möglich, daß die soziokulturelle Überformung des Schutzbedürfnisses selbst die Substanz der Befriedigung dieses Bedürfnisses nachhaltig angreifen und beschädigen kann: Somit wird denkbar und auch tatsächlich vielfältig erfahrbar, daß Wohnformen, die sich aus bestimmten Gründen entwickelt haben, in ihrer So-Form die Bedürfnisse nicht mehr befriedigen oder nur noch unzureichend berücksichtigen und daß dann ein Konflikt zwischen der biologischen und der gesellschaftlichen Natur des Menschen entsteht: die Bedürfnisse werden vernachlässigt und unterdrückt. In diesem Zusammenhang werden auch die Probleme und Zwänge bestimmter Wohnformen zu betrachten sein: eine gesellschaftlich geprägte Wohnform kann sehr wohl die Befriedigung grundlegender biologischer, aber gerade auch sozialer Bedürfnisse gefährden, und so kann denn der sich diese Form schaffende Mensch sich gegen sich selbst wenden. Daher ist es im wahrsten Sinne des Wortes lebenswichtig, sich mit der Problematik der Wohnformen ständig auseinanderzusetzen und ein breit angelegtes Problembewußtsein bei der Bevölkerung dafür zu pflegen.

||

Werte und Normen, an denen wir unser Handeln ausrichten, bleiben uns im alltäglichen Leben in der Regel weitgehend unbewußt. Ursachen, Ziele und Maximen unseres Handelns werden von uns nicht ständig reflektiert; dies wäre auch weder möglich noch wünschenswert im Sinne einer reibungslosen Abwicklung von uns zur Routine gewordenen Handlungsabläufen. Selbst bei dem Versuch, sich über die einer Handlung zugrundeliegenden Werte und Normen Rechenschaft abzulegen, besteht immer die Gefahr, gängigen Erklärungsmustern und Denkmödeln verhaftet zu bleiben, statt die tatsächlich leitenden Normen und Werte aufzudecken. Um dieser Gefahr zu begegnen, ist es daher eigentlich unerlässlich

* A. Mitscherlich: Die Unwirtlichkeit unserer Städte, Frankfurt 1965, S. 133

über kritische Reflexion die Oberflächlichkeit der Alltagspraxis zu verlassen und sich im Sinne unserer vorausgegangenen Ausführungen auf die den Normen und Werten zugrundeliegenden Bedürfnisse zu beziehen. Wie schon zu Beginn unserer Darlegung festgestellt werden konnte, findet aber eine reflektierte und tiefgehende Behandlung der Themas "Wohnen" nur zu selten indem hier geforderten Sinne statt. Wird dann tatsächlich einmal der Bezug auf Bedürfnisse gesucht, bleibt ein solches an sich lobenswertes Vorgehen in der Regel abgeleiteten Bedürfnissen verschiedenster Art verhaftet; darauf wird später noch einzugehen sein. Als Folge dieser einseitigen Beschäftigung mit den sekundären Phänomenen läßt sich, worauf schon hingewiesen wurde, ein allgemeines Unbehagen als Bestandteil der Wohnerfahrung vieler Menschen konstatieren. Das Unbehagen ist unserer Ansicht nach einmal darauf zurückzuführen, daß es auf der Seite der Planer und Ersteller von Wohnraum oft genug an dem für die Befriedigung grundlegender Bedürfnisse eigentlich notwendigen Maß an Reflexion über das Wert- und Normensystem mangelt, daß aber andererseits auch der Verbraucher nicht in der Lage ist, sich darüber Rechenschaft abzulegen. Das heißt aber ausdrücklich nicht, daß Architekten, Planer und Bauindustrie nicht bemüht wären, die geäußerten Verbraucherwünsche zu berücksichtigen; vielmehr, daß die geäußerten Wunschvorstellungen ein Spiegelbild des in der Gesellschaft vorhandenen Wert- und Normensystems sind, das sich in seiner Entwicklung durch sozioökonomische und andere Einflüsse von einem Ideal entfernt hat, das der sozialen und biologischen Natur des Menschen gerecht würde.

Grundproblem: Vergleichbarkeit

|

Allgemein läßt sich feststellen, daß zwar jede Auseinandersetzung mit Problemen heutiger Wohnformen von den Wohnerfahrungen ihren Ausgang nehmen muß, daß sie aber, wenn sie zu erfolgversprechenden verbessernden Eingriffen und Maßnahmen führen soll, in eine nächste, qualitativ andere Stufe eintreten muß. Um den Blick auf diese qualitativ andere, und zwar grundlegende Stufe der Reflexion über Wohnen zu eröffnen, erscheint es in einer vergleichenden Studie über "Wohnerfahrung" als der sinnvollste Weg, Wohnen und Wohnerfahrung in unserer Gesellschaft zu relativieren und in Beziehung zu möglichst andersartigen Erfahrungen fremder Gesellschaften zu setzen. Die Möglichkeit zu einem solchen Vergleich ist dadurch gewährleistet, daß Wohnen als notwendige Befriedigung wichtiger menschlicher Grundbedürfnisse in allen Gesellschaften in der einen oder anderen Form anzutreffen ist. Man kann also die Wohnerfahrung den grundlegenden Erfahrungen der Menschen zuzählen (anthropologische Konstante). Da die einzelnen Wohnformen nicht nur von der natürlichen Umwelt und der physio-

logischen Natur des Menschen abhängen, sondern besonders auch von den kulturspezifischen Vorstellungen und Werten, muß ein solcher Vergleich notwendig auf der Ebene der Werte vorgenommen werden, die den jeweiligen spezifischen Wohnformen zugrundeliegen. Wenn es also unser Ziel ist, uns über das den uns eigenen Wohnformen zugrundeliegende Wertsystem Rechenschaft abzulegen, so ist dies ausschließlich auf dem Wege der Beschäftigung mit dem uns Vertrauten nur in einer unzureichenden Weise möglich, da, wie wir schon festgestellt haben, Werte und Normen uns in der Regel weitgehend unbewußt bleiben.

Grundproblem: Exotik

Wie aber wird die reiche Vielfalt des Fremden erfahren? Was ist es, das den Beobachter immer wieder anzieht und ihn dazu bringt, Stellung zu nehmen, seinen Standpunkt zu finden und zu definieren, über welche Eigenschaften verfügt das Andersartige? In die kürzeste Form gebracht, ist dieses Element das der **Exotik**. Die der Exotik zugrundeliegende Qualität ist die der gegenseitigen Anziehung von Gegensätzen: das Fremde dient dazu, die eigenen Grenzen zu festigen und in vielen Fällen erst zu finden; es erleichtert und verdeutlicht die Zuordnung von Positionen in Wert- und Normensystemen. In der Begegnung mit der Exotik ist also schon eine grundsätzliche Anlage zur Erkenntnis enthalten, sie ist unumgebar. Es liegt daher auf der Hand, sich dieser Anlage zu bedienen und mit ihrer Hilfe Prozesse in Bewegung zu setzen, die zu neuen Erkenntnissen und, resultierend daraus, neuen Verhaltensweisen in unserer Gesellschaft führen können. Eine Ausstellung, die sich mit Wohnerschaften befaßt und die über das Ziel der Information über die Vielfalt der Erfahrungen hinaus auch Perspektiven für die Klärung und Verdeutlichung unseres eigenen, kulturell bedingten Hintergrundes erbringen soll, kann sich in ihrer Konzeption erfolgreich dieses Elementes bedienen und zur Auseinandersetzung mit eigenen und fremden Wert- und Normensystemen vordringen. Es muß dann aber auch der oben schon einmal angesprochene zweite Schritt getan werden. Die ausführliche Information anhand des Exotischen über das Anderssein muß zu der Erkenntnis führen, daß auch dieses Anderssein ein So-Sein ist. Die Relativierung von Wertsystemen, also der Abbau von Ethnozentismen jeglicher Art, läßt nur die Folgerung zu, daß Wertsysteme grundsätzlich gleichwertig sind. Mit diesem Schritt versetzt man sich in die Lage, auch das eigene Verhalten als ein exotisches, zumindest in den Augen anderer Beobachter, zu sehen und erkennen zu lernen, daß von einem übergeordneten Beobachtungsstandpunkt aus die Normen- und Wertsysteme gleichwertig sind. Die Exotik dient also nur als Stimulanz für den Prozeß der Bewußtmachung der letztendlichen Gleichheit der Menschen. Sie dient der Verdeutlichung mittels der

Verfremdung; sie hilft uns, in Paradigmen zu sehen und zu erkennen; auf unseren konkreten Ausstellungsplan bezogen: am Beispiel fremder Wohnerschaft die eigene besser durchschaubar zu machen.

Methodik

Manche der in der Wohnungs- und Siedlungsplanung bestehenden Probleme stellen sich in einem neuen Lichte dar, wenn man sie mit Modellen konfrontiert, die sich in der Erfahrung und Tradition fremder Kulturen herausgebildet haben. Eine Reihe derartiger Modelle dürfte für uns von besonderem Interesse sein, da sie sich über lange Zeiträume hinweg homogener entwickelt haben und in einem in unserer Gesellschaft nicht gekannten Maße den spezifischen Ansprüchen und Bedürfnissen der Mitglieder der jeweiligen Gesellschaften entsprechen. Zum Problem der Darstellungsform läßt sich einmal feststellen, daß unsere Erfahrung des Exotischen in erster Linie über betont **visuelle** Medien vermittelt ist (Fernsehen, Illustriertenfotos, Gegenstände in Museen) und daher auch einen nahezu ausschließlich visuellen Charakter erhalten hat. Diesem Gesichtspunkt sowie der Tatsache, daß die Menschen in den modernen Industriegesellschaften ohnehin in einer Tradition vornehmlich visueller Orientierung stehen — auch die Wohnerschaft ist eine stark visuelle Erfahrung —, muß die zu wählende Vermittlungsform Rechnung tragen.

Das andere Problem einer Darstellungsform, die sich vor diesem Hintergrund mit dem Vergleich von Wohnerschaften beschäftigt, besteht darin, daß die Mehrzahl der Adressaten zwar angezogen wird durch den Reiz des Exotischen fremder Wohnformen und Lebensweisen, zunächst aber nicht glaubt, aus diesen Beispielen für die eigene Praxis lernen zu können. Erfahrungsgemäß tendieren sie vielmehr dazu, unkritisch ihre ihnen vertraute Welt für die am höchsten entwickelte zu halten, was sich in ihrer Einschätzung der dargestellten traditionellen Kulturen zunächst negativ niederschlägt. Es kommt also darauf an, ihnen die letzte Gleichwertigkeit der Lösungen von solchen Problemen vor Augen zu führen, die allen Menschen gemeinsam sind. Diese Gleichwertigkeit liegt darin, daß auch die sogenannten "primitiven" Kulturen als Endpunkte einer spezifischen Entwicklung anzusehen sind, die im jeweiligen Fall zu einer optimalen Problemlösung in Anpassung an die eigene Umwelt geführt hat.

Um die mit dieser Ausstellung angestrebten Vermittlungsziele zu erreichen, ist es notwendig, zur Auseinandersetzung mit unserem eigenen Wohntyp, unseren Wohnvorstellungen und -erschaften zu gelangen. Wir erreichen dies in der durchgängigen Gegenüberstellung von uns eigenen mit uns fremden Wohntypen

und -erfahrungen, die ihrerseits jedoch geographisch wie kulturell annähernd repräsentativ sind. Daher verbieten sich selbstverständlich Wohnformen, die sich in Anpassung in extreme soziale wie ökologische Umweltbedingungen entwickelt haben (z.B. Eskimo, Buschmänner). Überdies müssen die Beispiele in einen augenfälligen und gut darstellbaren Sinnzusammenhang gebracht werden. Für jede Wohnform muß der besondere Funktionszusammenhang (demographisch, wirtschaftlich, sozial, kommunikativ, religiös, ökologisch, etc.) deutlich werden, in dem das Wohnen steht. Schon daher bieten sich nur Fälle an, die in der Fachliteratur möglichst umfassend dokumentiert sind.

Als Informationsmedien bieten sich hier vor allem an: großformatige Photographien und Zeichnungen, Haus- und Siedlungsgrundrisse und -modelle, taktil reizvolle ethnographische Gegenstände, dazu informative Kurzerläuterungen sowie eventuell auch ein begleitender Prospekt. Darüberhinaus sollen Tonbildschauen und kurze Filme in Projektionskästen diese Medien verschmelzen und einen möglichst lebendigen Eindruck von Wohnerfahrungen vermitteln. Die Darstellungsweise soll dabei durchgängig auf der Gegenüberstellung von eigenen und fremden Wohnerfahrungen beruhen. Um eine aktivere Auseinandersetzung mit der Ausstellung und ihrem Gegenstand zu fördern und gleichzeitig einen Überblick über ihre Wirkung zu erlangen, erscheint es wichtig, den Besuchern gezielte Anreize zu geben, sich einmal mit den Problemen zu befassen und zum anderen ihren Meinungen und Wohnerfahrungen vor dem Hintergrund dieser Ausstellung Ausdruck zu verleihen. Als mögliche Methoden bieten sich durch Diskussionsanregungen strukturierte Fragebögen an, die für diesen besonderen Verwendungszweck zu adaptieren wären ("Klagebögen"), sowie verwandte Methoden, eventuell auch unter Einbezug elektronischer Datenverarbeitung (computer terminals).

Um die Ebene der Darstellung von Wohnerfahrungen gemäß unseren Vorüberlegungen auch dem Besucher einer solchen Ausstellung zu erläutern und den Beispielen vorzugeben, wären die Grundgedanken des Vergleichs von Wohnproblemen und Lösungsmodellen auf einer ersten Tafel zu skizzieren — und zwar in schematischer Form. Auf den weiteren Tafeln, in den Erläuterungen zu Gegenständen und in eventuellen Diaserien sind dann die jeweils einschlägigen Passagen aus diesen Grundgedanken in stichwortartiger Kurzform zu wiederholen, um die Leitgedanken für jeden Teilvergleich — etwa "Befriedigung des Schutzbedürfnisses" — nochmals herauszustellen. Dabei kann man sich auch einfacher graphischer Leitsymbole bedienen. Die Präsentation von Aspekten der Wohnerfahrung sollte sodann Punkt für Punkt — in Gegenstand, Bild und Text — kontrastiv aufgebaut sein. D.h. zu möglichst jedem Lösungsmodell der

jeweiligen fremden Kultur soll das entsprechende Problem aus unserer Wohnerfahrung in deutlich gegensätzlicher oder auch klar ähnlicher Form dargeboten werden. Dabei verwiesen die Ähnlichkeiten auf die grundsätzliche Vergleichbarkeit, die Gegensätze auf die Verschiedenheit in den Lösungen (angemessene vs. unangemessene). Die Wiederholung der Grundgedanken aus der ersten Tafel wie die Darstellung von Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten stellen damit Verklammerungen zwischen den Einzeldarstellungen, Diaserien, Modellen, Texten etc. dar und sichern damit auch für den Betrachter mit der Zusammengehörigkeit der einzelnen Ausstellungsteile oder -bereiche die Ganzheitlichkeit der Präsentation und der Ausstellung. Damit ist es auch möglich, die Ausstellung aus verschiedenen Richtungen zu begehen. Da aber jedes der fünf vorgesehenen Beispiele eine in sich geschlossene Untereinheit der Gesamtausstellung darstellt, läßt sich der Umfang der Ausstellung und damit die Ausstellungsfläche den jeweiligen örtlichen und räumlichen Bedingungen anpassen, indem mit der Einleitungstafel unterschiedlich viele Untereinheiten (Vergleichsbeispiele) kombiniert werden, was für eine Wanderausstellung ja von erheblicher Bedeutung ist. Um die Aussagekraft nicht allzusehr zu verringern, sollten jedoch wenigstens zwei der fünf geplanten Beispiele dargeboten werden. Durch dieses Darstellungskonzept läßt sich also eine stets ganzheitliche Präsentation verwirklichen, die den jeweiligen räumlichen Voraussetzungen anpaßbar ist, ohne daß die Ziele und Möglichkeiten einer solchen Ausstellung wesentlich beschnitten und eingeengt würden.

Beispiel 1

WOHNEN BEI DEN TUPARI¹⁾

Wohngebiet: Die natürliche Umwelt

Die Tupari lebten im nordwestlichen Hochlandteil des Mato Grosso im Territorio Federal Rondonia, Brasilien, im Hinterland des Rio Branco (vgl. Karte 1).

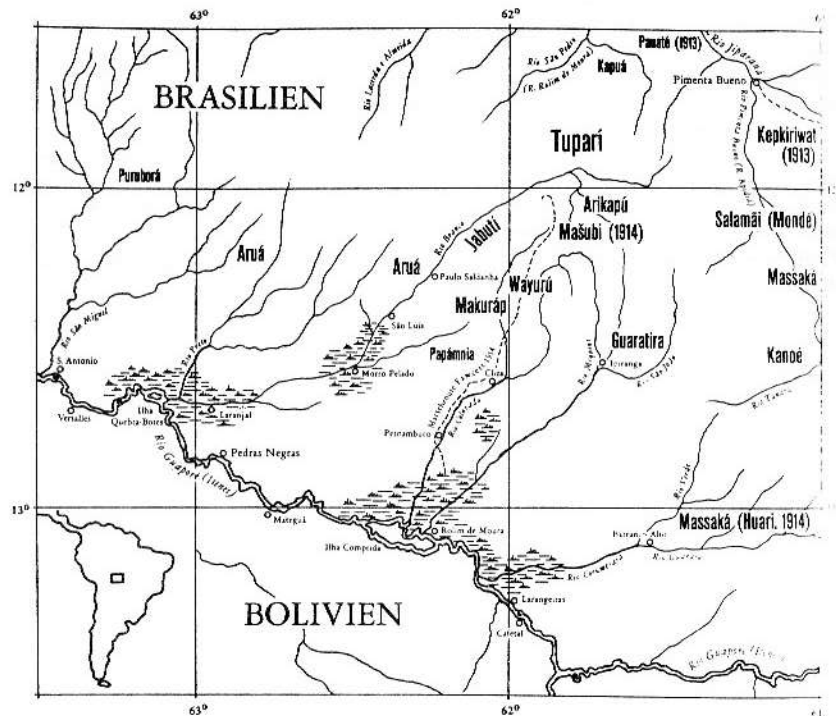


Abb. 1

1) Die Ausführungen basieren vornehmlich auf:

Franz Caspar: Die Tupari. Ein Indianerstamm in Westbrasilien, Berlin/New York 1975.

ders.: Tupari. Unter Indios im Urwald Brasiliens, Braunschweig 1952.

ders.: Die Tupari, ihre Chicha-Braumethoden und ihre Gemeinschaftsarbeit; in: Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 77, Heft 2, 1952, S. 254-260.

Claude Levi-Strauss: Tribes of the Right Bank of the Guapore River; in: Handbook of South American Indians, Vol. 3, Washington, D. C. 1948, S. 371 - 379.

Hanspeter Müller: Die Tupari: Analyse einer Monographie; in: Ethnologische Zeitschrift Zürich, No. 1, 1970, S. 99 - 120.

Immina Schömig: Das Haus der Naturvölker Südamerikas, Dissertation Freie Universität Berlin, Ms 1954.

dies.: Sonderbauten südamerikanischer Naturvölker; in: Baessler Archiv, N.F., Bd. IV, 1956, S. 37 - 80.

E. Heinrich Snethlage: Atiko y. Meine Erlebnisse bei den Indianern des Guapore, Berlin 1937.

ders.: Indianerkulturen aus dem Grenzgebiet Bolivien Brasilien. Veröffentlichung der Reichsstelle für den Unterrichtsfilm zu dem Archivfilm Nr. B 25, Berlin 1937 (zweite Auflage, neu verfaßt von H. Fischer und H. Walter, Institut für den Wissenschaftlichen Film, Wissenschaftlicher Film B 457/1936), Göttingen 1956.

Das ganze Wohngebiet — weit vom Lauf des Rio Branco entfernt — wie auch das umliegende Jagdgebiet ist sanft gewelltes Hügelland mit tropischem Urwald unterschiedlicher Höhe und Dichte.

Das Klima ist tropisch, es ist durch den Wechsel von kälterer Trockenzeit und wärmerer Regenzeit bestimmt, die jeweils sechs Monate dauern (April — Oktober, November — April).

Insgesamt bietet die natürliche Umwelt relativ günstige Lebensbedingungen. Der Wald und die nahen Savannen erlauben Jagd und Fischfang, die aber durch das Sammeln vielerlei eßbarer Insekten und Früchte ergänzt werden. Der Boden eignet sich zudem gut für den Feldbau nach der Rodung entsprechender Urwaldgebiete.

Von den vor 1920 in diesem Gebiet lebenden ca. 2.000 Tupari verblieben bis 1968 nur noch 64. Die Mehrzahl ist durch Masern und Erkältungskrankheiten dahingerafft worden, die durch weiße Siedler und Gummisammler eingeschleppt worden waren.



Abb. 2

Siedlungsweise: Abhängigkeit des Wohnortes von den natürlichen Gegebenheiten und der Wirtschaftsweise.

Vor dem Kontakt mit den Weißen lebten die Tupari in Gruppen von je ca. dreißig bis vierzig Familien. Jede dieser Gruppen bewohnte ein großes Gemeinschaftshaus und bildete eine eigene Siedlung. Die einzelnen Siedlungen lagen etwa 10 - 12 km voneinander entfernt. Bis zu mehreren hundert Metern von jeder Siedlung befanden sich die gerodeten Waldstücke, auf denen Feldbau betrieben wurde. Nach durchschnittlich zwei bis drei Jahren waren die Felder in der Umgebung erschöpft. Dann wurden jedoch nicht neue Rodungen in großen Entfernungen vom Gemeinschaftshaus angelegt, sondern man baute an einem einige Kilometer entfernten Ort ein neues Haus und rodete in dessen Nähe wieder Waldstücke für den Feldbau. Auf diese Weise war dafür gesorgt, daß das Haus stets inmitten und in der Nähe des Gebietes lag, von dessen Anbauproduktion, Wild, Insekten, Fischen und Früchten man sich ernährte.

Das gemeinschaftliche Wohnhaus (Bienenkorbhaus): Befriedigung des Schutzbedürfnisses vieler, Lebens-, Kommunikations- und Arbeitszentrum.

Das Gemeinschaftshaus der Gruppe bestand aus einem kuppelförmigen Gerüst von Stangen und Pfosten auf kreisrundem Grundriß. In der Mitte erhob sich ein zentraler Pfosten, der das Dach ein Stück überragte, das bis zur Erde reichte und mit regelmäßig angeordneten Schichten von Palmblättern gedeckt war.

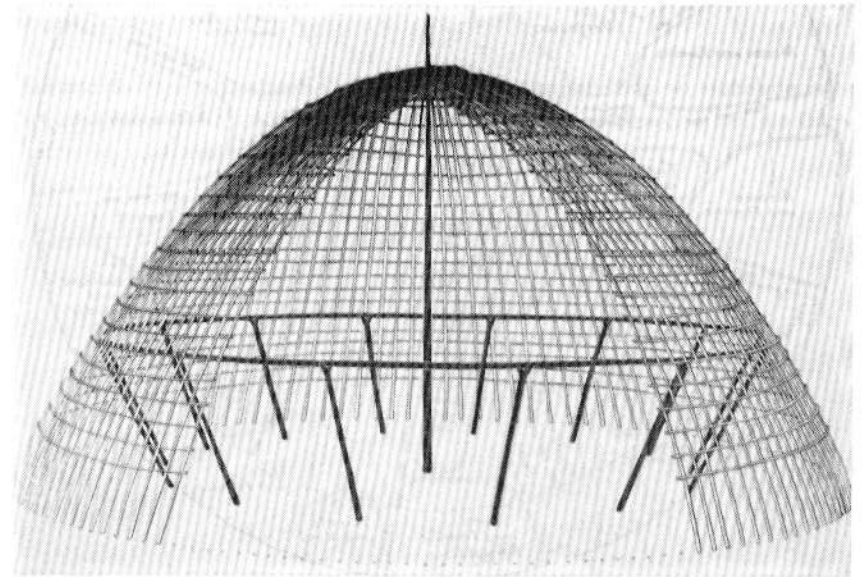


Abb. 3 - Aufriß des Hauses

Die Größe des Hauses richtete sich nach der Zahl der Bewohner. Das größte soll nach Snethlage 20 m hoch gewesen sein und einen Durchmesser von 50 m gehabt haben. Es beherbergte 35 Familien, also etwa 150 Personen, auf einer Grundfläche von mehr als 1.960 qm; das sind ca. 13 qm pro Person. Kleinere Bauten waren 10 - 11 m hoch und besaßen einen Durchmesser von 21 m (für 66 Personen).

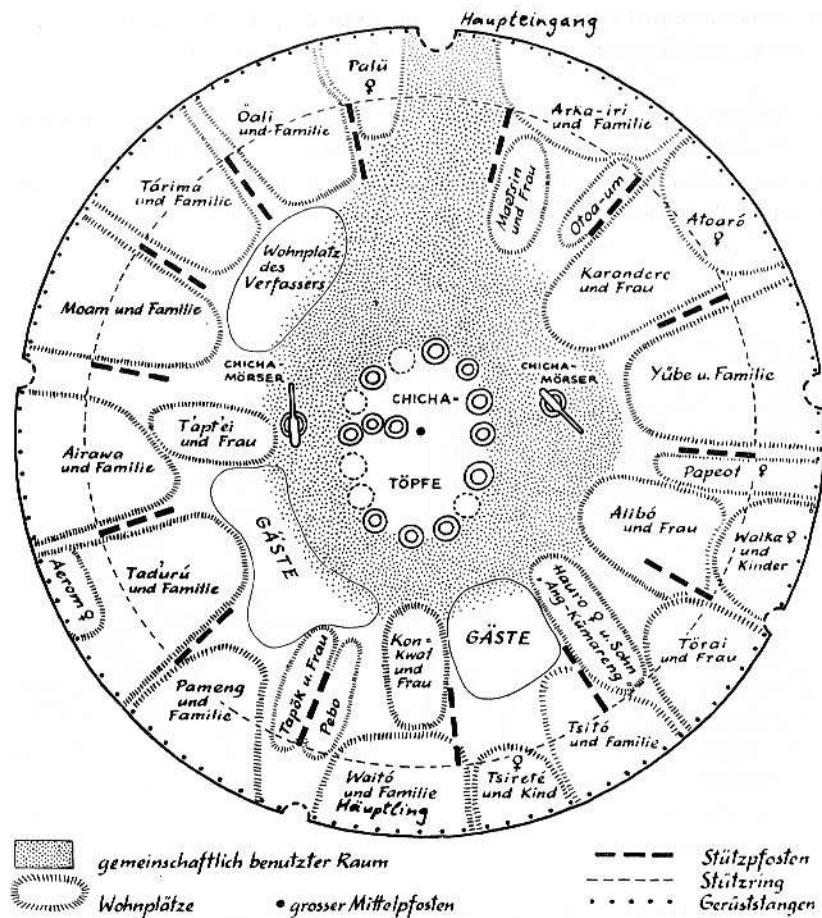


Abb. 4 - Grundriß des Hauses

Der Innenraum war durch keinerlei Zwischenwände unterteilt, doch läßt die Anordnung des Hausrats eine annähernd konzentrische Dreiteilung erkennen:

- a) der mittlere Teil rund um den Hauptpfosten mit den chicha-Töpfchen ("chicha" werden alle gegorenen und unvergorenen Getränke genannt, die durch Zerkleinern und Kochen von stärke- oder zuckerhaltigen Feldfrüchten — meist Mais — hergestellt werden);

- b) der zentrale Rund- und Durchgang, der gemeinschaftlich genutzt wurde;
c) entlang der Dachwand die Wohnlager. Jede Familie hatte einen festen Wohnplatz — meist zwischen zwei Stützpfeilern mit eigener Feuerstelle, doch waren diese Plätze nicht durch Wände voneinander getrennt.

Der Häuptling wohnte mit seiner Familie neben dem hinteren Ausgang, also dem Haupteingang diametral gegenüber. Ansonsten läßt sich für die Verteilung der Wohnplätze keine Regel feststellen, außer daß nahe Verwandte häufig unmittelbar nebeneinander wohnten. Für junge Ehepaare wurden neue Wohnplätze geschaffen.

Entlang der ganzen Dachwand bildeten die Vorratsgestelle in einer Höhe von mehr als zwei Metern eine Art roher Decke über den Wohnplätzen, so daß die Dachkuppel von den meisten Stellen aus gar nicht sichtbar war.



Abb. 5

Da das Haus keine Fenster hatte und die Türöffnungen recht klein gehalten waren, war es im Inneren auch tagsüber ziemlich dunkel. Das hatte den großen Vorteil, daß die kleinen Stechmücken, die sich nur im Tageslicht zeigen, fern blieben.

Damit sich im Inneren kein Regenwasser sammeln konnte, war das Haus stets auf einer leichten Bodenschräge erbaut; der Haupteingang bildete den höchsten Punkt, der Hintereingang neben dem Wohnplatz des Häuptlings den niedrigsten und den zur Wasserstelle am nächsten gelegenen.

Rings um das Haus war etwa 30 m weit eine Lichtung angelegt; in direkter Umgebung des Hauses wurde die Fläche von Wurzelstöcken und Unterholz gesäubert. Hier standen die Geflügelhüttchen und die Holzhöhlen, in denen Fliegenmaden gemästet wurden.

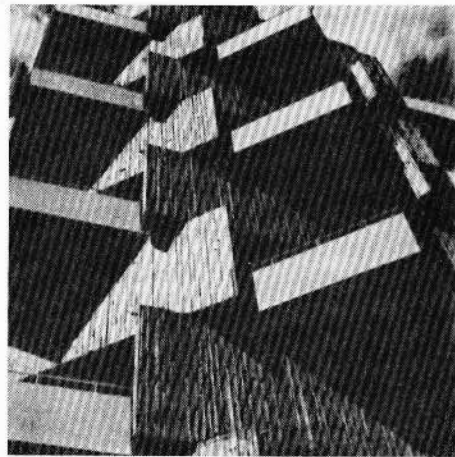
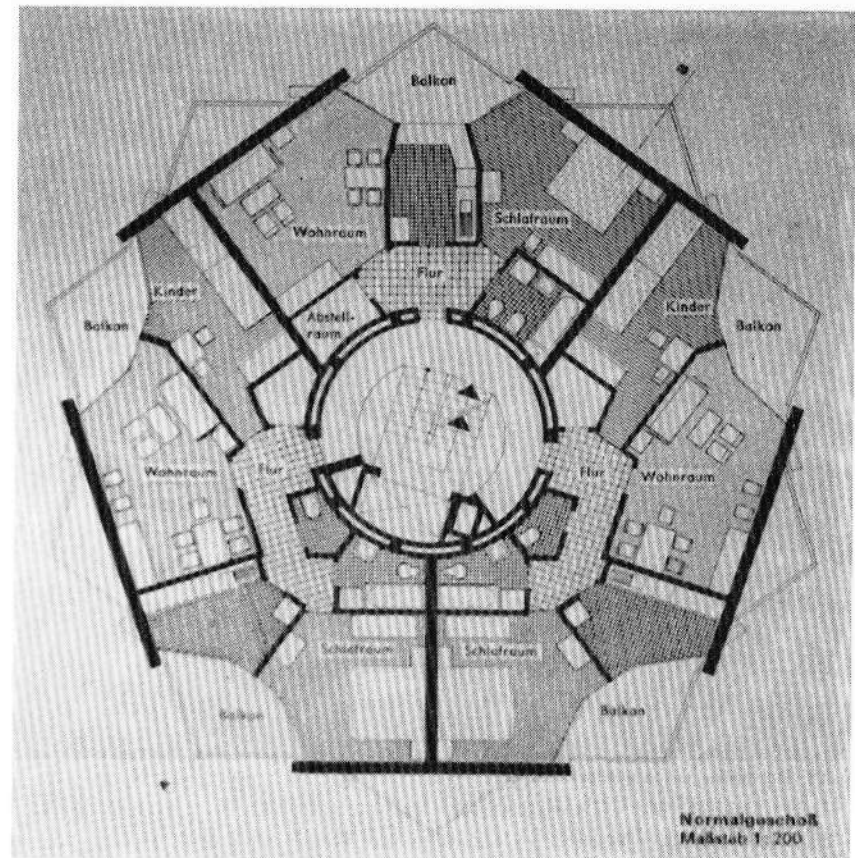


Abb. 6 - Rundhaus in der Bundesrepublik Deutschland

„Wir wollen anpassungsfähig bauen

Die heutigen Siedlungen und Wohnungen sind zu starr, sie lassen keine Veränderung zu. Wir streben eine flexible Struktur an, welche die Mischung von verschiedenen Alters- und Einkommensgruppen wie bauliche Veränderungen ermöglicht. Wir wollen dem einzelnen einen Rahmen geben, in dem er sich seine Wohnwelt selber bauen kann. Die einzelnen Wohnungen sollen verkleinert oder um anliegende Räume vergrößert werden können.“¹⁾

1) Helmut Borchardt/Friedrich Mager/Irmgard Mager; in: Informationsstraße Urbanes Wohnen, Diskussionsbeitrag 3, Essen 1971.



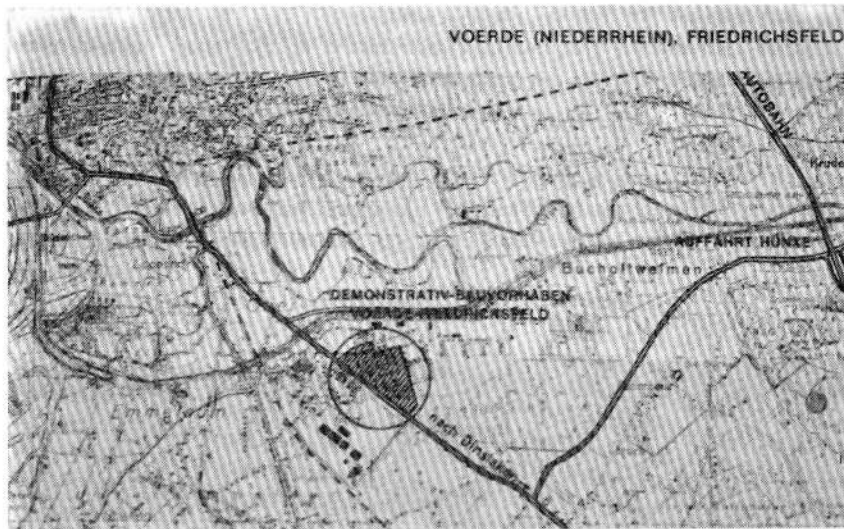


Abb. 7 · Mit Eigenheimen zersiedelte Landschaft

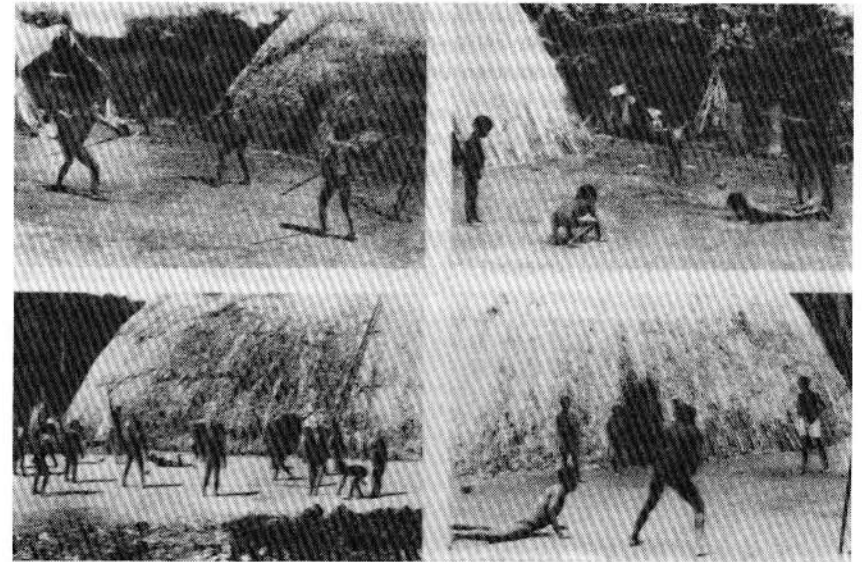


Abb. 8 · Gemeinschaftliche Aktivitäten auf dem Vorplatz des Hauses

Der freie Platz vor dem Haupteingang spielte für das Gemeinschaftsleben der Gruppe eine große Rolle, der Platz vor dem Hintereingang führte über einen breiten gesäuberten Weg zum kleinen Bach, der Wasserstelle.

„Sie bauten den „Robinson-Spielplatz“ in der Südost-Ecke des Viertels, ein terrassenförmig angelegtes Kinder-Getto mit langen Reihen von Holzpflocken, Steinwällen ringsherum, Betonplatten und Sandkuhlen in der Mitte — auf dem sich nun kaum Kinder blicken lassen . . . Doch die meisten spielen vor den Hauseingängen oder in den Buddelkästen, aber auch die liegen (so am Gages-Bau) wieder direkt unter den Fenstern der Rentner, die im ersten Stock wohnen. Da knallen dann die Zündplättchenpistolen, auch mittags zwischen eins und drei, und ein Rentner sagt: „Ich werde wahnsinnig! Ich könnte das Gewürm immer mit dem Kopf an die Wand schlagen!“¹⁾



Abb. 9 - Spielende Kinder im Märkischen Viertel Berlin

1) Karl-Heinz Krüger: Menschen im Experiment. Das Märkische Viertel und seine Bewohner; in: Der Spiegel, Nr. 45, 1970, S. 226 ff.

Wohnen und Wirtschaft: Die Anpassung an die Umwelt und die räumliche Einheit der Lebensbereiche.

Die Tupari wohnten mitten in dem Gebiet, in dem sie auch durch Feldbau, Jagd und Fischfang ihre Nahrung gewannen. Dabei hatten sie sich ihrer Umgebung möglichst weitgehend angepaßt: ihre Hausgeräte, Kleidung, Waffen und Bauten stellten sie aus den Materialien her, die ihnen die natürliche Umwelt bot; lediglich Äxte und Buschmesser, schließlich auch Gewehre bezogen sie in den letzten Jahrzehnten von weißen Gummisammlern.

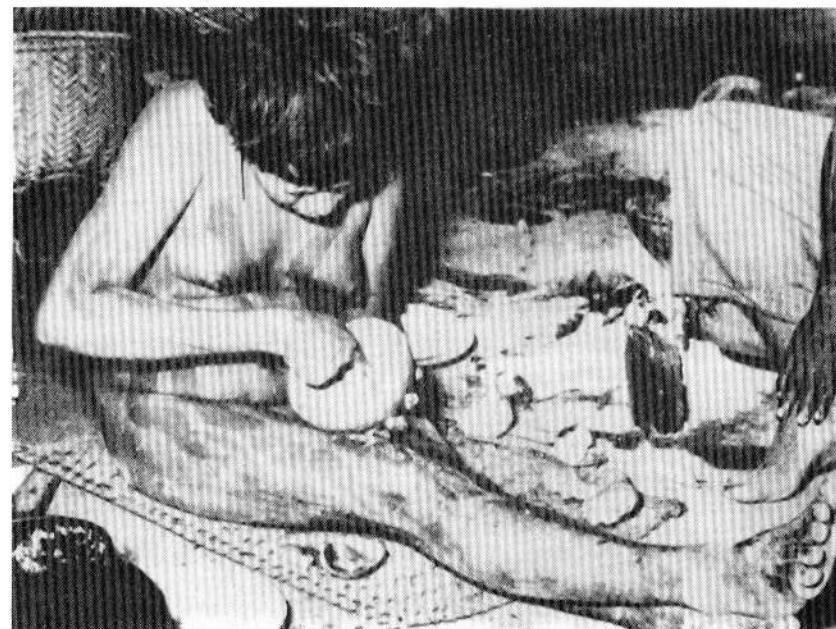


Abb. 10

Aus diesem Grunde hatten sie in keiner Weise mit Abfallproblemen oder gar solchen des Umweltschutzes zu kämpfen. Selbst wenn sie an einer anderen Stelle ihr neues Haus errichteten, blieb von dem alten in einiger Zeit nichts mehr übrig, und der Urwald überwucherte in wenigen Jahren die verlassenen Rodungen wieder mit neuen Gewächsen.

Zwar ließ die Brandrodung den Boden innerhalb von drei Jahren erschöpfen,

doch war ihr Gebiet auch groß genug, um an anderen Stellen neue anzulegen. Ebenso ließen es auch ihre Jagdwaffen und Fischfangtechniken nicht zu, daß Wild oder Fische von ihnen ausgerottet worden wären.



Abb. 11 - Baustelle

„Pro Jahr fallen in der Bundesrepublik Deutschland 100 Millionen Kubikmeter Bauschutt an. — Jährlich gehen 360 Quadratkilometer für Siedlung, Verkehr und Industrie verloren. Das ist ein Quadratkilometer pro Tag.“²⁾

2) Döring, Wolfgang: Perspektiven einer Architektur, Frankfurt 1970, S. 6.

Das Verhältnis zwischen Mensch und Umwelt war bei den Tupari also weitgehend ausgeglichen, während bei uns die Umwelt durch Bebauung und Industrie einer ständig wachsenden Gefährdung ausgesetzt ist.

Darüberhinaus bestand bei den Tupari keine große räumliche Trennung zwischen Wohnen und Wirtschaftsleben, bei vielen Arbeitstätigkeiten fand sich sogar eine Einheit beider Bereiche.



Abb. 12 - Arbeiten vor dem Hause

Die Tupari schätzten Arbeitsamkeit hoch, doch wußten sie auch mit Gelassenheit zu arbeiten und Ruhepausen einzulegen, so daß keine starke Ermüdung eintritt. Sie sahen ihre Arbeit weniger als eine Last, um sich ernähren zu können, als vielmehr auch als eine Leistung, von der wesentlich das Prestige jedes einzelnen und das Wohl der gesamten Gruppe abhängt. Daher bestand bei ihnen wohl auch kaum ein Bedürfnis, die Bereiche Arbeiten und Wohnen strikt zu trennen, wie es bei uns immer mehr zur Regel wird.

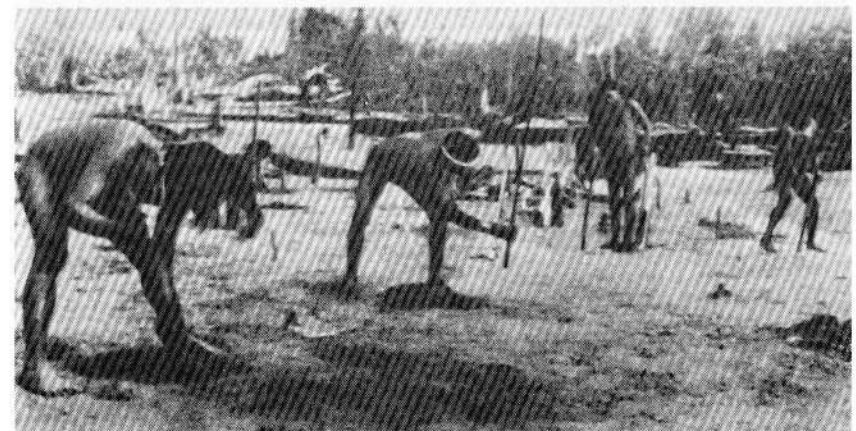


Abb. 13 - Feldarbeit in der Nähe des Hauses

„Wir wollen Wohnungen und Arbeitsplätze unter einem Dach
URBANES WOHNEN ist kein reines Wohnprojekt. Es gibt etliche Arbeitsplätze, die einbezogen werden können: in Büros, in Arzt- und Anwaltspraxen, in Cafés oder Restaurants, in Läden, in kleinen Betrieben. Die saubere Trennung der Wohn- und Arbeitsbereiche hat bereits genug Monotonie in die landläufigen Siedlungen gebracht.“¹⁾

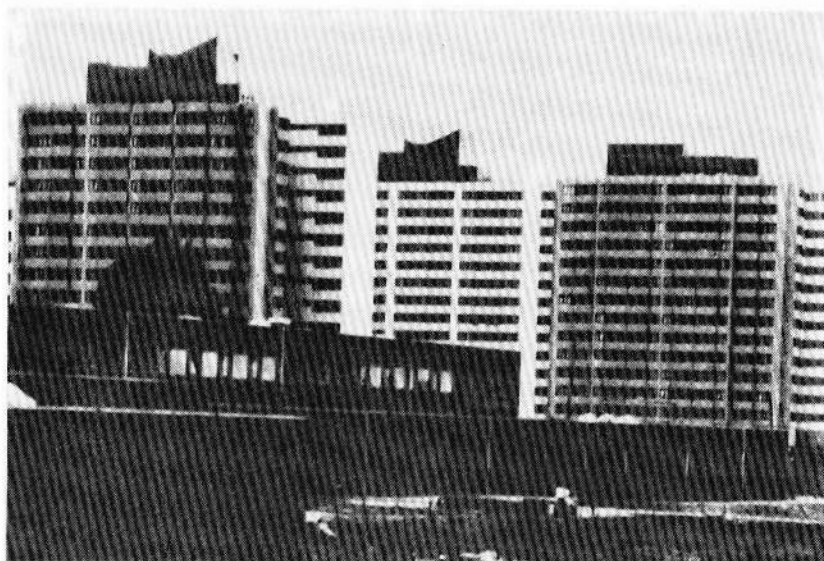


Abb. 14 - Schlafstadt beruflicher Pendler (Märkisches Viertel)

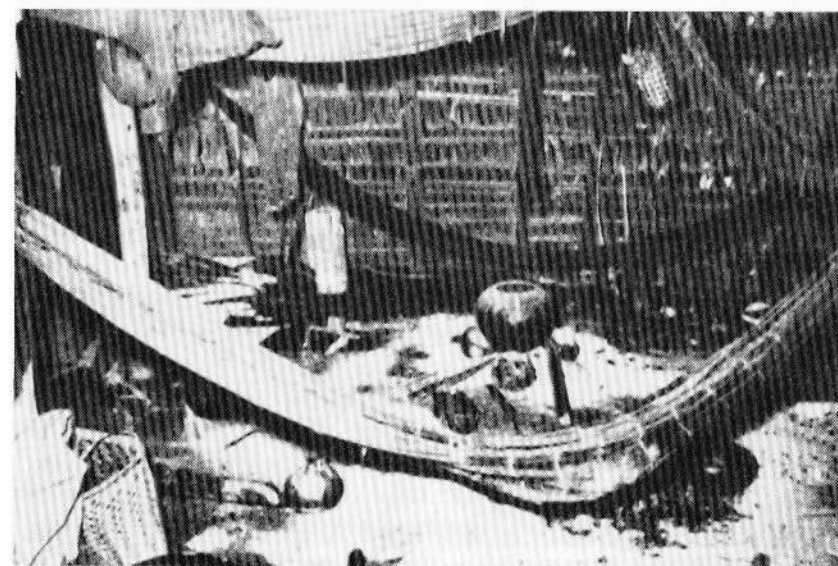
1) Helmut Borchardt/Friedrich Mager/Irmgard Mager; in: Informationsstraße Urbanes Wohnen, Diskussionsbeitrag 3, Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk, Essen 1971.

Die Hausgemeinschaft: Leben, wohnen, arbeiten in Gruppen

Die wichtigste soziale Gruppe war die Kernfamilie. Von sporadischen und zufälligen Unterbrechungen abgesehen lebte der Tupari von der Geburt bis zum Tode in unmittelbarer Gemeinschaft mit seinen nächsten Bluts- und Heiratsverwandten: als Kind mit Eltern und Geschwistern, als Erwachsener mit dem Ehepartner und den Kindern. Obwohl bis etwa vierzig Familien in einem großen Raum leben und trotz der Bedeutung gemeinsamer Unternehmungen aller Bewohner des Gemeinschaftshauses beim Feldbau, beim Bau des Hauses und beim Feiern der Feste war emotionell wie wirtschaftlich die kleine Gemeinschaft der Familie das wichtigste Beziehungsfeld des Tupari, und zwar sowohl des Mannes wie der Frau.

Deutlicher als bisher wird der auf anderen Werten beruhende Unterschied zu unseren sozialen Beziehungsfeldern und Verhaltensweisen, wenn wir die Beziehungen des Tupari betrachten, die über die Grenzen der Kernfamilie (Vater, Mutter und Kinder) hinausgingen:

Außer zur eigenen Familie hielt der Tupari auch seine Beziehungen zur angestammten Familie aufrecht, nahm an deren Arbeit teil und versorgte sie mit



Nahrungsmitteln. Häufig lebten die jungen Familien in unmittelbarer Nähe der Eltern des einen der Partner, wodurch der Zusammenhang über die Gemeinsamkeit des Wohnhauses hinaus noch verstärkt wurde.

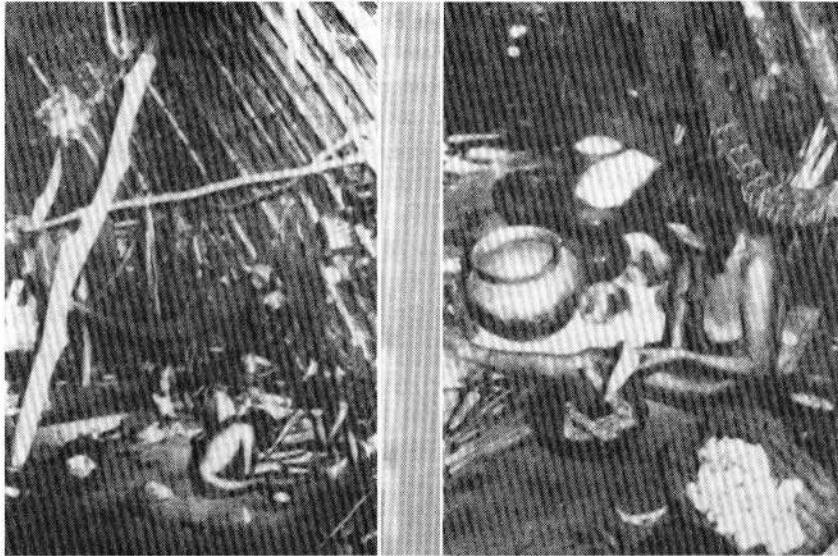


Abb. 15 · Wohnplatz mit Kochstelle und Hängematte

Über seine eigene Familie hinaus sah sich der Tupari von klein auf umgeben von zahlreichen Hausgenossen, die er als Brüder, Schwestern, Väter, Mütter, Onkel, Tanten usw. ansprechen lernte und die ihn auch ihrerseits als kleinen Verwandten behandelten: Die Hausgemeinschaft war die soziale Einheit, in welcher die einzelnen Familien und alleinstehenden Personen in täglicher Berührung zusammenlebten. Ihre Glieder bildeten Lebens- und Interessengemeinschaft mit wichtigen ökonomischen und sozialen Funktionen: Wohngemeinschaft im engsten Sinne; eine spezifische Art wirtschaftlicher Kooperation; gemeinsame Durchführung der Belustigungen wie Trinkgelage und Ballspiele; bevorzugte Heirat innerhalb dieser Gruppe. Ferner ist die Hausgemeinschaft diejenige Gruppe, innerhalb welcher die über die väterliche Gewalt hinausgehende Autorität (z.B. die des Häuptlings) an einzelne delegiert wird.

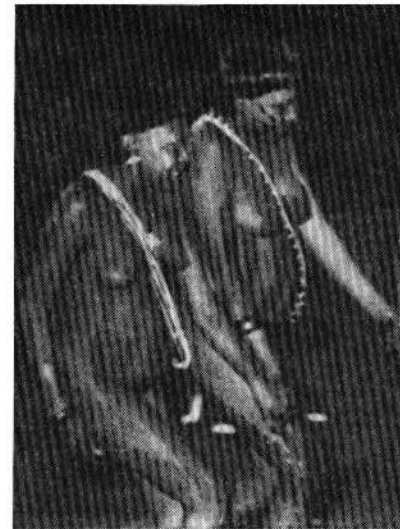


Abb. 16 · Gemeinschaftstanz im Wohnhaus



Abb. 17 · Der Oberzauberer und Häuptling stößt den Bösen Geist aus dem Haus

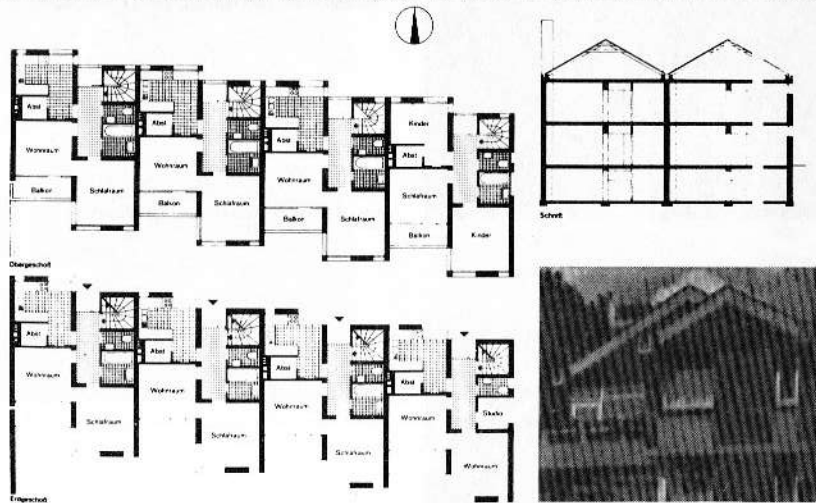


Abb. 18 - Außenansicht und Grundriß von Personalwohnhäusern

Dagegen wird für die Bundesrepublik Deutschland konstatiert: "Die Auflösung der Mehrgenerationenhaushalte, . . . , ist eine Folge der zunehmenden Mobilität der jüngeren Familienmitglieder und deren frühzeitiger wirtschaftlicher Eigenständigkeit. Auch die baulichen Voraussetzungen für einen Mehrgenerationenhaushalt, wie Wohnraumgröße, relative Abgeschlossenheit einzelner Zimmer für die betagten Eltern etc., sind in den Neubauten der heutigen Zeit nicht gegeben. Die Wohnungen werden durchwegs nur für die Stammfamilie konzipiert. . . Tatsache ist, daß die Wohnungen meistens eine im hohen Alter vielleicht erwünschte Aufnahme der Eltern bei ihren Kindern vereiteln."

1) Gerhard G. Dittrich (Hrsg.): Wohnen alter Menschen, Stuttgart 1972, S. 142f.

"Wir wollen gemeinsam wohnen

Heute werden bei Neubauten sauberlich getrennt: große und kleine Familien, Alleinstehende, Berufstätige, Alte, Studenten. Wir halten das für einen Hauptgrund der Isolierung gesellschaftlicher Gruppen voneinander. . . Das gemeinsame Wohnen wird das Lebensgefühl der einzelnen Bewohner verändern, Vorurteile beseitigen und Aktivitäten füreinander möglich machen."¹⁾

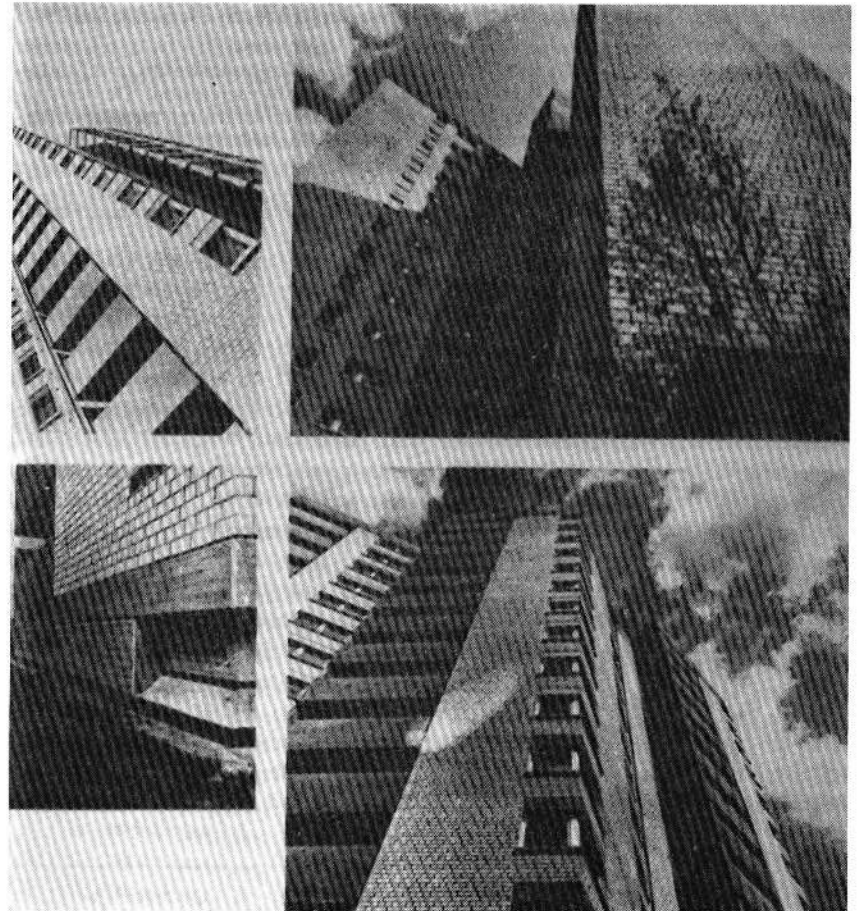


Abb. 19 - Fassaden eines Wohnhochhauses: Ausdruck von Verzweiflung und Isolation

1) Helmut Borchardt/Friedrich Mager/Irmgard Mager; in: Informationsstraße Urbanes Wohnen, Diskussionsbeitrag 3, Essen 1971.

Photoliste zum Beispiel „Wohnen der Tupari“

Abb. 6, 18, 19 aus: (ed.) Deutsche Bauzeitschrift: Verdichtete Wohnformen. Appartement-, Reihen-, Gruppen-, Terrassen-, Wohnhochhäuser, DBZ-Baufachbücher 2, Bertelsmann Fachverlag, Gütersloh/Düsseldorf 1974, S. 34, S. 89, S. 179.

Abb. 7 aus: (ed.) Bundesministerium für Wohnungswesen und Städtebau: Wohnungsbau und Stadtentwicklung. Demonstrationbauvorhaben des Bundesministeriums für Wohnungswesen und Städtebau, Buchverlag Franz Fachler, München 1967, S. 133.

Abb. 11 aus: Wolfgang Döring: Perspektiven einer Architektur, Frankfurt 1970, S. 11.

Abb. 9, 14 aus DER SPIEGEL

Alle anderen: Caspar 1975 (s.o.)

Rezensionen zum Thema Museumspädagogik

Volker Harms

Vorbemerkungen

Museumspädagogik ist notwendig; sei es in der Form einer besseren Zusammenarbeit von Museum und Schule, sei es eine bessere pädagogische — oder, um nicht durch die Wortwahl verengte Vorstellungen zu wecken, andragogische — Betreuung der Besucher, oder sei es schließlich das Bemühen, didaktisch gute Ausstellungskonzeptionen zu finden. Über diese Notwendigkeit herrscht theoretisch weitgehend Konsens. Daß ihr in der Praxis eine nur mühsam und schleppend vorankommende Institutionalisierung und personelle Absicherung der Museumspädagogik entspricht, liegt wohl in der "Natur" der Institution Museum.

Dieser Situation entspricht es auch, daß die inzwischen in nicht unerheblicher Zahl vorliegenden Veröffentlichungen zu diesem Thema¹⁾ noch weitgehend theoretisch und programmatisch orientiert sind, und zwar auch dann, wenn sie in ihrem jeweiligen Veröffentlichungszusammenhang die Aufgabe haben, Erfahrungsberichte zu sein. Um die Auseinandersetzung mit diesem Themenbereich im Kreis der an Museumsarbeit interessierten Ethnologen anzuregen, soll im folgenden eine kleine Auswahl von Publikationen dazu rezensiert werden, die einerseits über den neueren Stand museumspädagogischer Aktivitäten informieren wollen und andererseits den Anspruch erheben, allgemeine Handreichungen für eigenes museumspädagogisches Arbeiten des jeweiligen Lesers zu bieten.

I.

Klausowitz, Wolfgang (Hrsg.): Museumspädagogik. Museen als Bildungsstätten, Frankfurt/M. 1975 (191 S., Eigenverlag: Deutscher Museumsbund e.V., Preis: 12,- DM)

Einen relativ hohen Bekanntheitsgrad dürfte aufgrund der Institution, die dafür als Verleger fungiert, dieser in seinem Umfang recht bescheidene Band haben. Es handelt sich dabei, wie bei der überwiegenden Zahl der neueren Buchveröffent-

1) Wer an einer Bibliographie insbesondere zum Thema Museum und Schule interessiert ist, sei verwiesen auf Eilert Ommen: Museen als Lernorte. Eine Bibliographie zum Verhältnis von Museum, Schule und Küstenraum, (Selbstverlag:) Regionales Pädagogisches Zentrum, Aurich 1977.